

Jus und Recht.

Roman von Fred. W. Gardt.

Der Untersuchungsrichter sah ihn fragend an.

„Ich weiß, daß Felix Blinks seiner Mutter fast jede Woche schreibt, und es ist wahrscheinlich, daß sie die Briefe aufhebt. — Er schloß einen Augenblick die Augen, vor denen seine alte Mutter auftauchte, die in zärtlicher Liebe seine Briefe ordnete und bewahrte. — Felix Blinks konnte sich denken, daß eine Vernehmung seiner Mutter von hieraus beantragt werden würde. Er weiß auch, worauf es ankommt, um eine Verurteilung wegen Betrug und Erpressung durchzusetzen. Ich bin überzeugt, daß er seine Mutter genau instruiert hat, wie sie ausfallen soll. Und das werden wir in den beschlagnahmten Briefen finden.“

Der Untersuchungsrichter hörte aufmerksam zu, schüttelte aber zweifelnd den Kopf.

„Doch, Herr Landgerichtsrat, glauben Sie mir. Ich erkenne in der letzten Vernehmung der Mutter genau die Beeinflussung durch den Sohn. Ich bitte Sie, meinem Antrage stattzugeben.“

„Wenn Sie sich etwas davon versprechen, gern.“

Bei diesen Worten schoß Dr. Werner der Gedanke durch den Kopf, wenn der Sohn die Mutter angewiesen habe, die Briefe sofort zu vernichten — was dann? Wie konnte er dann in den Aussagen der Frau die Beeinflussung durch den Sohn nachweisen?

Doch daran hatte Felix Blinks nicht gedacht. Als nach ungefähr einer Woche der Untersuchungsrichter Dr. Werner rufen ließ, kam er ihm einige Schritte im Zimmer entgegen:

„Das war ein glücklicher Gedanke von Ihnen, Herr Rechtsanwalt, und wir haben einen guten Gang gemacht. Hier sind die Kollisionsbriefe.“ Er trat an den Schreibtisch zurück und schob Dr. Werner ein Päckchen Briefe zu.

Mit Ungeduld nahm Dr. Werner den ersten auf und überflog ihn, dann die nächsten — alle sieben Briefe. Er atmete tief auf, er war gerettet! Jetzt lag alles klar zutage: Felix Blinks hatte bis in die kleinsten Umstände seine Mutter instruiert, wie sie ausfallen sollte. Er hatte an alles gedacht, nichts übersehen. Meisterhaft war diese Regie und schamlos hatte er die Liebe der Mutter ausgenutzt, und das unklare Erinnern der alten Frau fast unmerklich in vernichtend klare Bahnen gebracht. Er legte ihr die Worte so geschickt zurecht, daß in den Protokollen bisweilen sogar eine wörtliche Uebereinstimmung zwischen Brief und Aussage nachgewiesen werden konnte. Alle Gefühle der Mutter ließ er aufflammen; den Haß gegen diesen Schuft, der erst ihn, den armen abgehefteten Sohn, angeschuldigt und ins Gefängnis gebracht hatte, um so freie Hand zu bekommen, sie um ihr Geld zu bringen. Der erste Brief enthielt nur Vorwürfe über die Hergabe des Schuldtitels. — „Wie konntest Du nur, ohne mich zu fragen, 23 000 Mark hergeben.“ — Die Mutter mußte müde gemacht werden. 23 000 Mark: Was mußte dies bedeuten, für sie, die nichts besaß! Im zweiten Brief, ein Trost, ein Hoffnungs-schimmer. — „Wenn Dr. Werner verurteilt wird, bekommst Du Dein Geld wieder. Ich hoffe es sehr, denn wir sind zu arm, um einen kostspieligen Prozeß durchzuführen, und ich fürchte, ich werde nicht wieder Gelegenheit finden, Dich für die Zukunft sicherzustellen.“ — Die Mutter mochte wohl geantwortet haben, daß es ihr unangenehm sei, vor Gericht zu erscheinen, daß sie sich auch nicht jedes Wortes der Unterredung erinnere, denn der dritte Brief enthielt die Stelle: — „Ich kann auch verstehen, daß es Dir, als alten, vornehmen Frau unangenehm ist, als Zeugen aufzutreten, das kann ich Dir aber nicht ersparen.“ — Und der Erinnerung half der fürsorgliche Sohn trefflich nach. — Besinne Dich nur darauf, was Du mir damals in Montreux erzählt hast, als Dir alles noch in frischer Erinnerung war. Du sagtest mir damals“ — und nun folgte eine äußerst geschickte Rekonstruktion einer vermeintlichen damaligen Darstellung, und da dieselben Worte aus dem Gespräch angeführt waren, mochte sie vielleicht der Siebzahnjährigen als ihre eigene Darstellung erschienen sein. Nach dem Datum dieses Briefes mußte er schon vor der ersten Vernehmung in Montreux eingetroffen sein, in der die Mutter

zum ersten Male von einer Drohung mit Verhaftung sprach. Vielleicht mochte der Frau diese Aussage bedenklich erschienen sein, und sie hatte dem Sohn darüber geschrieben, doch der Sohn hatte sie beruhigt. — „Du mußt bedenken, daß Dr. Werner ein sehr verschlagener Anwalt ist, der sich wohl herausreden kann. Deshalb mußt Du ganz genau angeben, wie Du durch die Angst, sofort verhaftet zu werden, eingeschüchtert worden bist. Das ist auch ganz erklärlich, denn wie hättest Du eine Verhaftung und Auslieferung nach Deutschland ertragen können? Bleibe nur fest und verwickle Dich nicht in Widersprüche. Der springende Punkt ist eben die Drohung mit der sofortigen Verhaftung.“ — Noch blieb ein bedenklicher Zeuge, dessen Aussage das ganze Lügengewebe zerreißen konnte, der Notar Fabrice, in dessen Gegenwart die Abtretungsurkunde niedergeschrieben war. Was mochte der wohl ausgesagt haben? Auch dafür wußte der fürsorgliche Instruente Rat, denn im letzten Briefe schrieb er: — „Geh' doch zum Notar Fabrice, vielleicht unter dem Vorwand, Dein Testament zu machen. Bringe die Sprache auf die damalige Konferenz in seiner Kanzlei und sieh zu, aus ihm herauszubekommen, was er bei seiner Vernehmung ausgesagt hat. Nimm Maud mit, sie soll eine helle Bluse anziehen. Alte Herren sind Narren, Du weißt ja.“

Der war aber auf seiner Gut gewesen und hatte sich nicht ausholen lassen. Seine Aussagen, die gleichzeitig mit den Protokollen aus Montreux eingetroffen waren, lauteten klipp und klar: Frau Adele Blinks habe einen ruhigen Eindruck gemacht, sie habe ganz geschäftsmäßig verhandelt und ausdrücklich angegeben, sie trete den Schuldtitel ab, da sie nicht wüßte, daß ihr Sohn seiner geschiedenen Frau weiterhin Unannehmlichkeiten bereite.

Als Dr. Werner die Briefe und die Aussage des Notars Fabrice durchgesehen hatte, blieb er in Gedanken verloren sitzen und war weggeglitten von dem peinvollen Empfinden, als schwerverdächtigter Untersuchungsgefangener dem Untersuchungsrichter gegenüber zu sein. Er war frei und losgelöst von aller Verdächtigung.

„Sind Sie zufrieden, Herr Rechtsanwalt?“

Mit diesen Worten riß ihn der Untersuchungsrichter von seinen schweifenden Gedanken los und führte ihn in die Wirklichkeit zurück. Er hatte seine antliche Steifheit gelockert. Auch er sah wohl in Dr. Werner nicht mehr den verdächtigen Untersuchungsgefangenen.

„Ja, ich bin beruhigt. Ich denke, die Briefe werden genügen.“

„Ich schließe in den nächsten Tagen die Voruntersuchungen ab und gebe die Akten an die Staatsanwaltschaft. Haben Sie noch irgendeine Erklärung zu machen?“

„Nein. Danke. Ich habe alles gesagt, was ich aussagen kann.“ — Dr. Werner stand auf und zögerte einen Augenblick, dann sagte er: „Ich danke Ihnen, Herr Landgerichtsrat.“

Der brummige Graubart wurde verlegen und sagte abwehrend: „Ich habe nur getan, was meines Amtes war.“ Er stand auf und verbeugte sich.

Dr. Werner lächelte kaum merklich. Er wußte, wie dehnbar dieser Begriff sein konnte und hatte während dieser vielen und langen Vernehmungen stets das Gefühl gehabt, einem Beamten gegenüber zu stehen, dem sein Schicksal menschlich nahe ging. Und dafür dankte er ihm.

Dr. Werner hatte einige Tage daran gedacht, daß die Staatsanwaltschaft vielleicht doch noch das Strafverfahren gegen ihn einstellen werde, nachdem sie Einsicht in die beschlagnahmten Briefe genommen und sich so überzeugt hatte, daß den Aussagen der Frau Blinks-Crichton Glauben nicht beizumessen sei. Aber das war eine törichte Hoffnung! Nie würde die Staatsanwaltschaft zugeben, daß sie sich geirrt hatte. Im Gegenteil, sie würde alles daran setzen, seine Verurteilung zu betreiben. Er kannte nur zu genau die Technik des Anklageaufbaus in den Fällen, in denen diese auf schwachen Füßen stand und der Staatsanwalt sich in die Sache verhasst hatte mit dem schmutzigsten Spürsinn wurde das Privatleben des Angeeschuldigten durchstöbert, harmlose Äußerungen aus dem Zusammenhang gerissen und zurecht gestuft; ganz bedeutungslose Vorkommnisse aus weit zurückliegenden Jahren wurden herangezerrt, verschminkt, und mit alldem eine Stimmungsmacherei gegen den Angeeschuldigten ge-

trieben, die einer Behörde böllig unwürdig war. Mit einer Erbitterung wurde gekämpft, als ob es sich um den persönlich verhaßtesten Feind handelte und die Freisprache eine persönliche Kränkung des Staatsanwaltes sei. Je weniger sachlich die Anklage begründet werden konnte, desto mehr wurde mit solcher Stimmungsmacherei gearbeitet.

In wieviel Fällen hatte er als Verteidiger gegen diese unfaire Art der Anklagebehörde gekämpft. Wie oft seinen Ingrimm, Spott und Ironie ausgelassen, wenn er eine so zurecht gemachte Anklage zerpflicht hatte.

Was würde man alles gegen ihn vorbringen!

Weitere Vernehmungen fanden nicht mehr statt und die Staatsanwaltschaft arbeitete nun mit den berichtigten Polizeirecherchen. Es war wie ein heimliches unkontrollierbares Wühlen um ihn, eine unsaubere Minierarbeit, die er ahnte, der er aber nicht beikommen konnte. Er selbst konnte nichts mehr tun. Er war wie ausgeschaltet aus diesem Kampfe. Und das machte ihn ungeduldig. Zu dieser Unruhe kam noch die Sorge um die Mutter: Es wurde immer schwieriger, neue Ausreden zu erfinden und Gründe auszuklügeln, um ihr sein Fernbleiben erklärlich zu machen. Schon fand die Ungeduld der alten Frau zum Sprechen gebracht und der geplante Reise mit der ganzen Autorität als Arzt widersprochen. Doch die Ungebuld der Mutter, die den Sohn nun schon seit Wochen nicht gesehen hatte, konnte er nicht beruhigen.

Die Freunde sahen jetzt wohl öfters nach Frau Werner und verplauderten ein Stündchen mit ihr. Frank Werner selbst schrieb täglich und ließ öfters schönes Obst oder eine andere Aufmerksamkeit durch Karl Henkel ausführen und nach der Dresdner Straße schicken. Als dort ein Kistchen mit köstlichen Kalbilen eingetroffen war, schrieb die Mutter: — „Ich muß Dich am Ohr läppchen zupfen, meinen großen Herrn Sohn, daß er so ein Verschmender ist. Kalbilen für seine alte Mutter! Aber ganz leise will ich Dir ins Ohr sagen, daß sie prächtig geschmeckt haben, eine, die anderen, mein Junge, hebe ich auf, bis Du kommst, dann werden sie erst ganz köstlich sein.“ — Und ein neues Buch, die Briefe Wagners an die Wesendonck hatte sie sehr erfreut. — „Aber ich muß Dich allerhand fragen, wenn Du kommst. Du mußt mir auch einige Briefe vorlesen. Ich liebe Deine Stimme und glaube, einige Briefe werden wie gesprochene Worte wirken. Siehst Du, daß Du bald kommen mußt.“

So blieben diese kleinen Freuden ungeteilte Freuden und schürten nur die Sehnsucht nach dem Sohn.

Und nun nahte Weihnachten! (Fortf. folgt.)

Die Brüder.

[Schluß] Von Martin Andersen Regö.

Und nun sollte es also in der Versammlung vor der Kirche verhandelt werden!

Es waren viele Leute auf dem Weg zur Kirche an diesem Sonntagvormittag. Von allen Wegen des Kirchspiels her rollten Fuhrwerke zum Berge hin, wo die weiße Kirche lag. Sogar aus den Nachbargemeinden kamen Wagen voller Kirchgänger. Auf Feldpfaden und an Gräben entlang wand der Zug sich vorwärts — altväterische Leute, die nur zum Vorschein kamen, wenn die Glocken riefen wie heute, und junge, städtisch gekleidete Mädchen und Burschen. Die meisten von ihnen waren den ganzen Sommer nicht in der Kirche gewesen; viele hatten einen ganzen Tag für diesen Ausgang eingetauscht. Daheim auf den Höfen und in den Häusern ging es, logut es konnte; Kranke, Kinder und Gichtbrüchige waren gerufen, um für das Vieh zu sorgen. Alles rüstige Volk war heut auf dem Kirchgang.

Oben in dem freistehenden Turm der Kirche hingen die Glocken und arbeiteten, eine jede durch ihr Guckloch hinaus — wieder hinein — und nach der anderen Seite hinaus. Wie sie lamentierten, sangen und anklagten — alles in einer Sprache. Hört, wie die kleine Glocke hinein lärmte und leiste in der großen Glocke ruhige — ruhige und wuchtige — Rede vom jüngsten Gericht.

So redeten und mahnten die Glocken nicht einmal zu den großen Feiertagen im Jahr, geschweige denn an einem gewöhnlichen

Sonntag. Und wunderbar war das wohl auch nicht, denn Weihnachten lehrte doch jedes Jahr wieder, Ostern gleichfalls; aber wo gab es im Kirchspiel jemand, der sich erinnern konnte, daß ein Mann für unmündig erklärt worden war!

Der ganze Berg war besät mit Fuhrwerken, an jedem Ring in der Kirchhofsmauer waren heute Pferde angebunden. Und doch war kein Plag. Wer in den nächsten Höfen besatt war, stieg dort ab; viele mußten es ganz unterlassen auszuspannen.

Als die Kirchenleute nach dem Gottesdienst herausströmten, stand der Dorfschulze schon oben auf dem flachen Stein an der Kirchhofsmauer, von wo die Bekanntmachungen erfolgten. Er hielt Papiere in der Hand und war sehr ernst. Die erste Bekanntmachung galt einer Strandungsauktion, dann war da ein blaues Papier vom Kommandanten. Niemand hörte, worauf er hinaus wollte, denn jetzt hatte er nur noch ein Papier übrigbehalten. Und nun endlich — alle Gesichter hingen an seinen Lippen, man hörte mit offenem Munde zu, mit weit aufgerissenen Augen.

„... Hierdurch lund und zu wissen ... allen zur Kenntnis ... vom heutigen Tage an unmündig erklärt ... nicht im vollen Besitz seines Verstandes ... kann keinen Handel abschließen und keine Schulden eingehen — Jens Peter Köller auf Vorrehof.“

Ein lautes Stöhnen ging durch die Versammlung. Was sagte der Schulze denn da? Zu ängstlich in der Schar stand Jens Köller — der arneltige Hofbront von Vorre — und lauschte mit seligem Grinsen seiner eigenen Erniedrigung. Plötzlich verschwand die einfüllige Freude aus seinem Gesicht; er riß entsetzt den Schlund auf und schrie laut.

Der Dorfschulze hatte innegehalten, er sah sich fragend in der Menge um. Da kämpfte sich Jens Peter Köller vorwärts, man umringte ihn, aber er machte sich frei und packte den Schulzen hart an der Brust. „Er legt Hand an die Obrigkeit!“ Es klang wie ein Seufzer aus vielen Gemütern; die Alten wandten sich ab, um nicht Augenzeuge des Entsetzlichen zu werden.

Die, die am nächsten standen, halfen dem Schulzen, sich loszumachen; und als ihm erklärt wurde, was geschehen war, begann er sofort, mit lauter Stimme den Irrtum zu berichtigen: Jens Köller auf Vorrehof — nicht, wie irrtümlich gesagt war, Jens Peter, der Hügelbauer — sei für unmündig erklärt worden, Jens Köller zu Vorre! Jens Peter, sein Bruder, sei vielmehr dazu anzuweisen, seine Angelegenheiten wahrzunehmen, in seinem Namen Geschäfte abzuschließen und Verpfichtungen einzugehen. —

Die Versammlung löste sich auf, Fahrende und Fußgänger füllten die ungestrigen Heimwege und man plauderte über den Fehler beim Vorlesen, der niemandem gefiel. Verbessert war er ja worden; aber ein Wort das einmal gefallen war, behielt Gültigkeit.

Jens Peter sprach mit niemandem, sondern spannte vor und fuhr nach Hause. Er hatte den Bruder auf seinem Wagen und setzte ihn am Vorrehof ab, als ob nichts geschehen wäre; kein Wort von dem Vorfall wurde zwischen ihnen gewechselt.

Doch am Nachmittag fuhr Jens Peter zum Pfarrhof und verlangte den Pfarrer zu sprechen — es handelte sich um das verkehrte Vorlesen! Der Pfarrer erklärte ihm, alles sei vollständig in Ordnung; das Versehen sei ja sofort verbessert worden, und auf dem Papier stehe Jens Köller. Der Hügelbauer gab sich so weit zufrieden, legte aber doch Wert darauf, daß die Bekanntmachung am folgenden Sonntag nochmals vorlesen würde. Um ihm nachzugeben, ging der Pfarrer mit zum Dorfschulzen hinüber, und so wurde es festgesetzt.

Jens Peter Köller erschien zu der neuen Vorlesung und überzeugte sich davon, daß sie diesmal richtig erfolgte. Aber er war finstern Sinns und sprach nur wenig, und an einem Tag in der Woche kam er zum Schulzen und bat, die Papiere sehen zu dürfen.

„Du hast sie ja gesehen!“ sagte der Schulze halb ärgerlich. Und er zeigte ihm wieder, daß da Jens Köller stand.

„Das Wort ist aber gefallen!“ sagte der Hügelbauer, „und ich möchte einen gehörigen Pfahl hindurchtreiben. Jens Peter Köller ist im vollen Besitz seines Verstandes! Daß Gott und jedermann es weiß!“

Er sagte es langsam und betonte jedes Wort.

„Ich wüßte nicht, daß irgend jemand anderer Meinung wäre,“ sagte der Dorfschulze und betrachtete ihn ernst. „Es ist ein so solider Pfahl durch mein verkehrtes Vorlesen getrieben, daß der Fehler sicherlich mauferot gemacht ist. Und nun wollen wir nicht mehr daran denken — wenn Du mir nicht Ungelegenheiten machen willst.“ Er hielt die Hand hin.

„Das will ich nicht,“ erwiderte Jens Peter freundlich und schlug ein. „Dann fuhr er nach Hause, völlig überzeugt.“

Aber eines Tages, während er das Brachfeld pflügte, tauchte es abermals in ihm auf. Das Wort war gefallen, er war für unmündig erklärt worden. Jens Peter Köller, war deutlich gesagt worden, sei nicht „im vollen Besitz seines Verstandes“. Genau so hatten die Worte geklungen, und konnte denn überhaupt Gesehenes ungegesehen gemacht werden? Die Frage fraß sich grübelnd durch ihn hindurch, und eines Tages spannte er an und fuhr zum Hardebovgt.

Der Hardebovgt hörte seine Erklärung erstaunt an — das begriff er nicht. „Es ist ja verbessert worden“, sagte er. „Es ist mir mitgeteilt worden und ich weiß, daß das Versehen sofort verbessert wurde. Sie waren ja übrigens selbst dabei zugegen, soviel ich weiß.“

Der Hülfsbauer schwieg und sah verschlossen aus — ganz beschränkt, aber in ihm leuchtete es vor Verschlagenheit. Schau, schau, der Hardebogt war sogar unterrichtet; dann war es wohl kein reines Versehen. Jrgendein Licht begann ihm jetzt aufzugehen.

Er schwieg lange. „Der Hardebogt muß es ungeschehen machen“, erklärte er endlich eindringlich.

Der Bogt ging auf ihn zu und ergriff ihn an den Schultern: „Gerrgott, Mann, was soll ich denn nach Ihrer Ansicht tun? Es ist ja verbessert! — Begreifen Sie denn nicht, daß Sie nichts als querulieren? Sie wollen vielleicht einen Prozeß führen, was?“ Er wandte ihm den Rücken und ging in sein Privatbureau; er kannte diese Bauern mit ihren endlosen Rechthabereien — diese Prozeßhansel! Der Hülfsbauer nahm seine Mütze und ging. Nun sah er's: es war eine abgelartete Sache! In den Papieren da drüben stand gewiß Jens Peter und nicht Jens, das würde man sehen! Diese Leute wußten wohl, was sie taten! Aber nun wollte er nicht eher nachlassen, bis er sein Recht bekam!

Lange Zeit verhielt er sich ruhig, und man meinte, er habe Vernunft angenommen. Aber er sann bloß nach und behielt seine Ueberlegungen für sich, damit ihm niemand zubörte. Den väterlichen Hof verließ er aber nicht mit der alten Sicherheit; es war etwas bei der fatalen Entzündung in ihm zerbrochen. Es war, als ob eine eiserne Tür hinter ihm zugeschlagen wäre — nach dem Leben und den Menschen hin. Er hielt sich für sich und war düster.

Seinen Kampf kämpfte er hartnäckig weiter. Er sammelte und sparte, und als er tausend Kronen in barem Gelde hatte, ging er zum Amtmann. „Hier sind tausend Kronen“, sagte er siegesicher und legte den Lederbeutel mit dem Gelde auf den Tisch vor den Amtmann hin. „Kann ich nun vielleicht mein Recht kriegen?“

Der höchste Beamte der Insel galt für etwas beschränkt; aber so viel verstand er doch, daß dies ein Versuch von Vesteckung war. Er ließ Jens Peter Köller zur Tür hinauswerfen.

Nun war also das Ganze geplatzt! Hier auf der Insel gab es niemand, der ihm zu seinem Rechte verhelfen wollte. Er hatte die Sache bis zur höchsten Instanz verfolgt und war nun darauf angewiesen, seinen Teil allein zu tragen.

Es gibt wenige Menschen, die die lange einsam bleiben können. Jede Sache verlangt außerdem Anhänger; ein einziger reicht aus, aber dieser eine ist nicht zu entbehren.

So fanden er und der Bruder einander. Die beiden waren gleich überzeugt von der verhängnisvollen Bedeutung des Versehens — und gleich erfüllt von dem Wunsch, es verbessert zu sehen. Der Vorreißer ruhte nach wie vor als Würde auf des Jens Schultern; er kümmerte sich um nichts, und doch war ihm zu Mute, als hätte er sich mit allem herumzuschlagen. Er sehnte sich nach Erlösung.

Die beiden hatten sich so eingerichtet, wie die allgemeine Auffassung von der Lage der Dinge es verlangte. Jens Peter stand dem Hofe vor und trat in allen Punkten als Vormund des Bruders auf. Aber sicher in seinen Handlungen war er nicht. Jetzt verfügte er endlich über den väterlichen Hof und konnte nach eigenem Gutdünken schalten und walten. Und doch war ihm nicht danach ums Herz; in ihm saß beständig irgend Etwas, das ihn dem Bruder gegenüber niederbeugte, und das den halbblindischen armen Menschen zum eigentlichen Herrn im Hause machte. Ruhe gab die Ordnung der Dinge keinem von ihnen.

So fanden sie also einander. Sie hatten das gleiche Ziel, den gleichen Kampf, und als die Frage zwischen ihnen erst einmal angeschritten war, entdeckte Jens Peter bald, daß Jens gar nicht so töricht war, wie man allgemein glaubte. Mit anderen konnten sie nicht so gut über das reden, was sie stets beschäftigte; sie waren achtsam und argwöhnisch und fingen das geringste Lächeln in den Augenwinkeln der Leute auf. Aber unter vier Augen besprachen sie die Frage um so freier und entwurfs Pläne — und wie verstanden sie einander!

Bei alledem wurde Jens ernster und ausdauernder; er suchte nicht mehr die Stadt auf, um sich dort herumzutreiben, sondern blieb am liebsten in der Nähe des Bruders. Jens Peter wiederum wurde von ihm angesteckt und nahm etwas von seinem leichteren Sinn an. So wenig düster wie jetzt war er seit Jahr und Tag nicht gewesen. Die Leute waren erstaunt darüber, wie viel die beiden jetzt zusammen zu besprechen hatten. Und es kam vor, daß sie gemeinsam ein wenig lachten; das hatte früher niemand erlebt.

Sie grübelten große Pläne aus, wie sie der Insel zu Leibe rücken wollten — denn jetzt hatten sie ja das Ganze gegen sich! Nach und nach gewannen ihre Pläne eine bestimmte großzügige Form. Sie wollten heimlich zum König reisen und ihn dazu bestimmen, die Verbesserung in den Papieren vorzunehmen, und dann mit den richtiggestellten Dokumenten nach Hause kommen! Durch eine große Umgebungsbeziehung würden sie dem Feind in den Rücken fallen und ihn zu Boden schlagen.

Aber es kam darauf an, im Verborgenen zu handeln, so daß niemand ihre Pläne zu kreuzen vermochte! Den ganzen Winter sann sie zusammen, wie sie es ermöglichen könnten, hinüber zu gelangen und den König zu sprechen, ohne daß es jemand erführe. Den Dampfer zu benutzen, würde ja zwecklos sein, wenn die Reise geheim bleiben sollte; und keiner von ihnen verstand es, ein Boot zu führen.

Aber im März — endlich — kam die Natur ihnen zu Hilfe. Oben aus dem Russischen her schwamm das Treibeis heran mit strengem Nachwinter und hauchte sich um Vornholm zusammen, so daß jede Verbindung mit der Umwelt unterbrochen wurde.

Nur für die zwei Brüder nicht.

Jetzt war die Situation eben wie geschaffen für sie: jetzt sollte keine Macht ihre Pläne durchkreuzen! Ingeheim rüsteten sie sich zu weiter Fahrt, und eines Nachts begaben sie sich auf das Eis hinaus, um zur Hauptstadt zu wandern und den König aufzusuchen. Später hat niemand sie gesehen.

Die Genfer Konvention.

„Hostes dum vulnerati fratres“, dieser prägnante lateinische Satz enthält schon den Grundgedanken dessen, was der moderne Mensch mit dem Begriff „Genfer Konvention“ verbindet. „Der verwundete Feind muß als Bruder, als Freund gelten“, so etwa läßt sich der Satz verdeutlichen. Aber wie lange hat es gedauert, bis er sich zunächst einmal bei den zivilisierten Völkern einbürgerte und nun gar, bis er durch internationale Vereinbarung nicht mehr Wunsch blieb, sondern zu anerkanntem Recht wurde. Eine organisierte Hilfe im Krieg finden wir schon vor einem Jahrtausend; schon damals schlossen sich Vereine zum Schutz und zur Pflege der Genossen zusammen, die nach der Sitte des Mittelalters zu Orden ausgestaltet wurden. Die Tradition dieser Ritterorden, die mit dem doppelten Gelübde zum Kampf ums heilige Grab auszogen, die Ungläubigen zu töten und ihre Brüder zu heilen, sind zwar bald verwestlicht und haben ihre menschenfreundliche Aufgabe vielfach im Streben nach Macht und Ruhm vergessen; nur die Tradition blieb erhalten, und auch heute noch gehören zum Roten Kreuz die sogenannten Ritterorden der preussischen Johanniter, der Malteser- und St. Georgs-Ritter. Was jahrhundertlang freiwilliger Pflege und Hilfe überlassen geblieben, das erfuhr in den napoleonischen Kriegen zum ersten Mal eine militärische Ordnung und Organisation. War es nicht Mitleid, so war es doch die praktisch richtige Einsicht des Vorteils, die dazu drängte, dem Sanitätswesen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gegenwärtiges und Vorübergehendes ist damals von den napoleonischen Militärärzten durch ihre Einrichtungen für die Verwundetenpflege geschaffen worden. Wie weit man vor 100 Jahren in Deutschland noch von der Verwirklichung des Satzes „hostes dum vulnerati fratres“ entfernt war, geht auch aus der Tatsache hervor, daß die Verordnung für den Landsturm von 1813 im § 8 ausdrücklich bestimmte, daß auch die Hospitäler des Feindes aufzuheben seien. Diese Verordnung soll sogar noch 1870 bestanden haben, ist aber praktisch nicht in Frage gekommen, da ja kein Feind den deutschen Boden betrat.

Immer größer wurden im 19. Jahrhundert die Heere, immer furchtbarer die Verheerungen, die der Krieg unter den Soldaten anrichtete. Während des Krimkrieges stiegen die Verluste der englischen Armee vor Sebastopol ins Unermeßliche. Von 83 000 Mann, die Briten innerhalb von zwei Jahren nach der Krim sandte, starben 16 000, d. h. jeder fünfte Mann. Die Sterblichkeit in den Spitälern, in denen mehr Cholerakranke als Verwundete lagen, wuchs ins Unermeßliche. Da ging im Auftrag des Kriegsministers Lord Sidney eine Frau nach dem Kriegsschauplatz, eine Helferin der Menschheit, die berühmte Miss Nightingale, die durch ihre Kenntnisse, ihre Ausdauer und persönliche Hingebung eine völlige Umwandlung im Spitalwesen der Engländer hervorbrachte, so daß in den Spitälern, wo vorher die Hälfte der Kranken unerbittlich dem Tode verfallen war, nunmehr fast alle bis auf zwei oder drei genasen. Das Auftreten dieser Frau bezeichnet einen Wendepunkt im Sanitätswesen des Krieges; auch die Russen lernten von ihr. Auf dem Schlachtfeld selbst aber blieb es bei dem alten Leid, das in nichts die Qual der Verwundeten milderte. Da führte der mörderische Tag von Solferino auch hier den Anbruch segensreicher Neuerungen herauf. Ein edler Menschenfreund, der Genfer Henry Dunant sah das grausige Bild der Schlachtfelder von Solferino unmittelbar nach dem Kampfe und in der ergreifenden Schilderung seines ersten Mahnbuches „Eine Erinnerung an Solferino“ führte er der Menschheit die Grausamkeit eines solchen Verfahrens, das die Verwundeten auf dem Schlachtfeld selbst überläßt, eindringlich vor Augen. Aus dem unablässigen Wirken Dunants entstand nun eine Reform des Kriegesrechtes. „Die Verwundeten dürfen nur soweit leiden, als es der Zweck des Krieges verlangt, diese Forderung stellte Dunant mit einer scharf Gleichgesinnten auf, und er verlangte weiter: „Sind sie außer Kampf gesetzt, so hören sie auf, Feinde zu sein, und werden Gegenstand der Hilfe. Diese Hilfe darf nicht gestört werden durch feindliche Maßregeln: Ärzte, Spitäler, Heilmaterial sind außerhalb des Krieges gestellt. . . . Das militärische Personal reicht aber nicht aus und wird nie ausreichen, wenn es auch verdoppelt und verdreifacht würde. Man muß sich unabwiesbar an die Bevölkerung wenden. Also muß man einen Rufus erlassen und eine Bitte richten an jedermann, in allen Ländern, jeden Ranges, jeder Stellung, an Männer wie Frauen, an die Prinzessin wie an die arme Witwe, an alle, die noch ein Herz für ihren Nächsten haben. Die Menschlichkeit wie die Gerechtigkeit verlangen gebieterisch ein solches Werk.“ Diese Worte gingen gedruckt in alle Welt und fanden fruchtbaren Boden, so daß 1863 eine Genfer Konferenz zusammentrat. Schon vorher hatte im amerikanischen Sezessionskrieg die neue Welt ein Vorbild geboten, denn hier trat eine „Gesundheitskommission der amerikanischen Frauenvereine“ zusammen, die bereits ein Vorbote des „Roten Kreuz“ war und Besseres zur Heilung des Krieges leistete, als je vorher gelungen war.

Unter Dumants Einfluß berief die gemeinnützige Gesellschaft seiner Vaterstadt Genf zunächst eine internationale Vereinigung privaten Charakters (26. Oktober 1863), die als „Genfer Konferenz“ bekannt geblieben ist. Diese stellte die Grundsätze zur „Verbesserung des Loses der im Kriege verwundeten Militärs“ auf, die vor just 50 Jahren den Beratungen des offiziellen internationalen Kongresses (8.—21. August 1864) als Grundlage dienten. Die Beschlüsse des letzteren bilden die „Genfer Konvention“. Dieser Kongreß war von 41 Staaten beschickt, unter denen auch Preußen nicht fehlte, das eben erst bei Düppel, auf engem Raum vereinigt, ein Schreckbild des Krieges herausbeschworen hatte. Als Zeichen der Neutralität wurde das Rote Kreuz im weißen Felde eingeführt. Es ist bekanntlich von fast allen Staaten, auch von Japan, akzeptiert. Nur haben statt des Kreuzes die Türkei den „Roten Halbmond“ und Persien den „Roten Löwen“.

Die erste Genfer Konvention vor 50 Jahren konnte natürlich nichts Vollkommenes schaffen, vor allem hatte der Seekrieg in ihr keine Berücksichtigung gefunden. Ein entsprechender Zusatz von 1868 wurde niemals ratifiziert. Wandel in dieser Beziehung schafften erst die Haager Friedenskonferenzen. Ein zweiter Kongreß in Genf 1886 baute die erste Genfer Konvention weiter aus. Auf diesem waren 36 Staaten vertreten, von denen 35 die erweiterten Beschlüsse alsbald unterschrieben. Dumant wurde übrigens 1891 durch den Nobelpreis ausgezeichnet. Er war im Jahre 1828 geboren und ist 1910 zu Heiden (Appenzell) gestorben.

Kleines Feuilleton.

Völkertunde.

Vom belgischen Nachbarn. Kein zweites Land Europas hat geschichtlich so wechselnde Schicksale erlebt wie Belgien. Lange ein Teil des großen alten Reiches, wird es im 16. Jahrhundert das Kernland im Vordring des Kaltes, das einen der glanzvollsten Kulturmittelpunkte des damaligen Europas bildete. Dann habsburgisch und spanisch und wieder österreichisch und in französischer Hand und mit Holland vereinigt, und endlich, seit nunmehr 80 Jahren, jener selbständige Staat, den wir kennen. Und an dem Walle, das an Maas und Schelde wohnt, sind diese ungeheuren geschichtlichen Schicksale und Wandlungen natürlich nicht spurlos vorübergegangen. Immer ist dieses große Durchgangsland ein Treffpunkt der Völker und Rassen gewesen; keltisches und germanisches Blut hat sich schon von alters her gemischt; später kam der Spanier ins Land und hat dem belgischen Volkstum einen starken Tropfen beigemischt, und auch die Franzosen haben an der Zusammensetzung der Bevölkerung ihren reichen Anteil gehabt. . . . So ist wohl am Ende eine politische Nation, nicht aber ein geschlossenes Volkstum entstanden, und zwiespältig ist in seiner Zusammensetzung das belgische Volk bis auf den heutigen Tag geblieben. Denn in den wallonischen Provinzen Lüttich und Namur und im ganzen und großen auch in Brabant ist die Bevölkerung schon seit langem welsch geworden. Freilich ist das alte Brabant im Grunde schon zu den Nischbezirken zu rechnen, da das niedere Volk hier noch immer an seinem alten bläulichen Festhält, und in dem übrigen Teile Belgiens spielt diese germanische Sprache nach wie vor beim Volke die Hauptrolle. Wunderlich genug ist ja die Schichtung des germanischen und welschen Wesens, wie die wilden Stürme der Geschichte sie hier schließlich verrichtet haben, denn während die durch und durch verwelteten Provinzen Belgiens uns zunächst liegen, sitzt gegen Westen, gegen Frankreich hin, noch immer dicht gedrängt, zähe und beharrlich, das alte Blamentum. Flandern längs der ganzen Küste mit Antwerpen hat sich hier gerade mit am reinsten den bläulichen Charakter erhalten, und es reicht die bläuliche Sprache selbst noch ziemlich tief nach Frankreich hinein. In Lüttich, der französischen Festung, deren bläulicher Name Myssel lautet, ist bläulich noch heute die eigentliche Volkssprache, und das gleiche gilt noch weithin über die politische Grenze hinaus für die Fischerbevölkerung an Frankreichs Nordküste.

Eine bläuliche Bewegung hat längst in Belgien eingesetzt, die geistigen Anschluß an Deutschland sucht und die bei uns Verständnis und Sympathie gefunden hat. Doch darf diese Erscheinung nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Belgierium im ganzen durchaus die Richtung nach dem Welschen genommen hat. Auch haben die Belgier aus ihrem Herzen nie eine Würdergrube gemacht und ihre Vorliebe für Frankreich und die französische Kultur stets offen bekannt. Ihre kulturellen Beziehungen zu Deutschland haben sich aber dennoch in den Jahrzehnten des Friedens entwickelt; beläuft sich doch die Zahl der in Antwerpen anässigen Reichsdeutschen auf viele Zehntausende, die der Präfektoren Deutschen auf fünfzehntausend! In dem belgischen Volke, dessen hohe Begabung übrigens Kunst und Wissenschaft hundertfältig erwiesen haben, lebt ein Gang zum reichen vollen Lebensgenusse. Beim Wamen äußert sich die Lebenslust derber, sozusagen „in Holzschuhen“; der französisierte Belgier dagegen ist für die „Revolutions“, d. h. für die Feinheit des französischen Stiles empfänglich, und Belgiens Hauptstadt genießt den Ruf, zu Europas sittenlosten Städten zu zählen.

Aus dem Tierreiche.

Die Farbenblindheit der Bienen. Die Besucher, die während der letzten Monate als Naturfreunde das Aquarium und das Insektarium der Reichshauptstadt besuchten, haben gewiß, so schreibt Dr. Wilhelm Verndt in der Wochenchrift „Ueber Land und Meer“, an den dort kunstvoll errichteten Wienenhöden die farbigen Flugbretter wahrgenommen, die den kleinen Völkern das Zurücksinken in ihr Heim ermöglichen und erleichtern sollen. Nicht wenige Naturforscher waren bisher der Ansicht, daß das Farbenssehen im Leben der Bienen eine wichtige Rolle spielt, daß die kleinen wunderbaren Staatenbildner eine genaue Wahrnehmung der Farbe besitzen und eine ziemlich hochentwickelte „Gedächtniserinnerung“ ihrer Farbeindrücke. Es wurde angenommen, daß die Farbe der Blume den Bienen ein fast unentbehrlicher Wegweiser sei. Ja, sogar so ausgeprägt sollte der spezifische Farbensinn der Bienen sein, daß man es für möglich hielt, sie auf bestimmte Farben zu „dressieren“, sie an blau, rot usw. gefärbte Honigschalen und daher auch an Ein- und Ausflugbretter von bestimmter Farbegebung fest zu gewöhnen. Mannigfache Experimente schienen das zu bestätigen, und der Niederlag dieser Beobachtungen ist die Einrichtung der Musterbienenkörbe im Berliner Insektarium. Leider scheint nun die nächste Forschung den Natur-enthusiasten eine kleine Enttäuschung bereiten zu wollen. E. Geh will durch einwandfreie Versuche festgestellt haben, daß alle Behauptungen über ein Farbenssehen der Bienen, über ihre Fähigkeit, sich an Farben zu „erinnern“, und damit auch über jene Dressurfähigkeit auf mannigfache Versuchs- und Beobachtungsfehler zurückgehen. Geh behauptet, daß die Bienen ebenso wenig Farben sehen wie ein völlig farbenblinder Mensch. Damit kommt die alte Theorie ins Schwanken, nach der die Blütenfarben zum Insektenbesuch in engster Beziehung stehen. Freilich, man wird die wertvollen Ausführungen des gelehrten Forschers zur Kenntnis nehmen, ohne sich alle Schlussfolgerungen sofort anzueignen. Wären die Bienen völlig farbenblind, so müßten wir ihnen ein ungeheures Formengedächtnis zutrauen, schon deswegen, weil das Finden des oft ungeheuer weiten und komplizierten Weges von und zur Nahrungsquelle doch wesentlich mit dem Gesichtssinn bewerkstelligt werden muß. Fliegen doch z. B., wie Dr. Verndt ausführt, die Hummeln rückwärts vom Stöck an, damit sich ihnen für die Rückkehr das richtige Ortsbild einprägt. Auch der Geruchssinn der Bienen birgt noch manche Probleme. Förel hatte den Bienen ein feines Geruchsvermögen abgesprochen, da sie eine mit Gaze bedeckte Honigschale nicht besuchten. Nach den neuesten Forschungen E. Randers scheint sich hier jedoch ein kleiner Beobachtungsfehler eingeschlichen zu haben. Nur in den nahrungsreichsten Perioden, wenn da draußen blühende Blumen in Fülle zur Verfügung standen, verschmähten die Bienen das bedeckte Kunstfutter oder beachteten es kaum; in größeren Zeiten aber verlockten sie stets, aus der angebotenen Nahrungsquelle zu schöpfen, selbst wenn diese durch Bedecken mit grünem Stoff so wenig augenfällig wie möglich gemacht war. Hiernach werden die Bienen auch wesentlich von chemischen Wahrnehmungen geleitet und der Blütenbesuch ohne eigentliche Farbenwahrnehmung erscheint doch nicht ganz unmöglich.

Meteorologisches.

Die Saugwirkung eines Wirbelsturms. Heftige Winde üben nicht immer nur Stöße aus, sondern zuweilen auch eine Saugwirkung. An die Stelle eines Winddrucks tritt dann also ein Windzug. Es läßt sich von vornherein annehmen, daß diese Tatsache am deutlichsten bei eigentlichen Wirbelstürmen hervortreten wird. Die Beobachtung ist schwierig, da beim Hereinbrechen eines Tornados nicht viele Leute dazu imstande sein werden, ihre Aufmerksamkeit mit genügender Ruhe und Schärfe auf alle Einzelheiten zu richten. Hervorragende Meteorologen haben denn auch die Möglichkeit einer Saugwirkung des Windes ganz abgestritten. Dr. Waage veröffentlicht jetzt in der „Geographie“ einen Aufsatz, der diesen Vorgang dennoch zu beweisen scheint. Vor Jahresfrist wurde der Westen der Vereinigten Staaten von der pazifischen Küste bis nach den großen Seen hin von einem Zyklon durchzogen, dessen Eigentümlichkeiten und Wirkungen eine ungewöhnlich sorgfältige Nachforschung erfahren haben. Aus dieser ging zunächst die bemerkenswerte Tatsache hervor, daß dieser Zyklon auf beiden Seiten von fünf für sich ausgeprägten Wirbelstürmen von der Gattung der Tornados begleitet wurde. Die Wirbel bewegten sich sämtlich in parallelen Bahnen von SW nach NO mit einer Geschwindigkeit von 80—100 Kilometern in der Stunde, also mit Schnellzugsgeschwindigkeit, und in Abständen von 16—40 Kilometern voneinander. Man konnte ihre Annäherung deutlich sehen und zwar in der Form fast senkrechter Zylinder, deren unteres Ende den Boden zu berühren schien. Die Breite wurde auf 400—800 Meter geschätzt oder vielmehr festgestellt, da sie sich durch die Vertiefungen an der Erdoberfläche genau ermitteln ließ. Diese bestanden in der Entwurzelung von Bäumen, der Zerstörung sowie Verlegung von Häusern und anderen Gegenständen, und glücken etwa den Folgen einer gewaltigen Überschwemmung. Der Tornado von Omaha kostete 100 Menschen das Leben. Das Auftreten einer Saugwirkung im Innern dieser Wirbelstürme ist unwiderleglich erwiesen worden durch die Bahnen, die manche der von der Luftbewegung ergriffenen Gegenstände zurücklegten. Die Geschwindigkeit der Luftbewegung muß an manchen Stellen zwischen 300 und 600 Kilometer in der Stunde betragen haben.